

aus Süddeutsche Zeitung:
<https://www.sueddeutsche.de/projekte/artikel/politik/jugend-jungs-maennlichkeit-e999239/?reduced=true>



Sie fühlen nichts. Sie fühlen alles.

Luca, Jonas und Tim sind noch nicht erwachsen, aber Kinder sind sie auch nicht mehr. Sie kennen die Debatten über toxische Männlichkeit, Incels, Kiffen. Und haben nicht nur dazu viel zu sagen. Ein Jahr mit drei Jungs, die gerade zu Männern werden.

Von Marcel Laskus (Text) und Marvin Laskus (Fotos)
9. Mai 2025 | Lesezeit: 25 Min.



Drei Jungs sitzen auf einer Wiese. Immer sitzen sie auf irgendeiner Wiese an diesen Tagen, die sich mal leer und mal endlos anfühlen. Die Grashalme gelblich, fast verbrannt von der Augustsonne. Dazwischen liegen Kippenstummel, ein paar Kronkorken auch. Für Erwachsene ist das kein schöner Anblick. Dieser Müll.



Für Jonas, Tim und Luca sind es kleine Trophäen des Sommers. Der Beleg dafür, ein bisschen gelebt zu haben. Ein bisschen verwegen gewesen zu sein,

bevor die Schule wieder zum Brav-Sein zwingt. Und nichts wollen sie weniger sein als brav.



In den vergangenen sechs Wochen war die Schule weit weg. Jonas, Tim und Luca erzählen, dass sie so selten wie möglich zu Hause waren. Sie lagen im Park, am Freibadbeckenrand. Haben Joints gedreht (zumindest Jonas und Tim). Haben manchmal so starke Wodka-Mischen getrunken, dass sie kotzen mussten.

Alles, was anstrengend war, war in diesen sechs Wochen fern. Der um 6.30 Uhr klingelnde Wecker. Das Handyverbot im Schulgebäude. Die Mädchenclique, die Tim die „Endbosse“ nennt. Gestoppt werden konnten sie nur von den Whatsapp-Nachrichten der Eltern, komm nach Hause, es ist schon spät. Und von der Endlichkeit des Taschengelds. 12,50 Euro in der Woche, wie soll das ausreichen bei einem Joint am Tag? Wobei, manchmal waren es auch mal neun oder zehn, sagt Jonas.

Vor sieben Tagen hat ein neues Schuljahr begonnen. Es ist ein besonderes Jahr. Jonas ist 16, Tim ist 17, für beide ist es das letzte Schuljahr bis zur Realschulprüfung. Für Luca, der 14 ist, ist es das letzte Jahr, in dem er seine beiden besten Freunde fast jede Hofpause sehen kann. Die drei Jungs sind nun in einem Alter, in dem die Gedanken um Dinge kreisen, die seltsam erwachsen klingen. Um Verantwortung. Um die eigene Zukunft. Und ja, auch um Männlichkeit.

Die Idee für diesen Text war, Jungs in ihrer Pubertät mal eine Weile beim Leben zuzuschauen, ihnen zuzuhören. Nicht solchen, von denen man ohnehin ein Bild hat, keine eifrigen Schülersprecher, keine Aktivisten. Aber auch nicht dem abgehängten Nachwuchsnazi. Die Idee war, mit Jungs zu reden, an die man beim Wort „normal“ denkt.



Nach einer Weile der Suche bekam der Fotograf dieser Geschichte Rückmeldung von einem alten Freund. Dessen kleiner Bruder, der in einer Stadt in Thüringen lebt, konnte sich das vorstellen: einige Fragen zu beantworten. Zum Leben als Teenager, zum Aufwachsen als Junge. Tim fragte seine Freunde Jonas und Luca, auch sie fanden das okay. Über die vergangenen neun Monate schickten wir einander Sprachnachrichten, folgten uns bei Instagram, telefonierten, trafen uns ein paar Mal.

Oft war ich, der Reporter, derjenige, der in den Gesprächen die Stichwörter einwarf. Miteinander unterhielten sich die drei selten explizit über Begriffe wie Feminismus oder Machotum. Aber wenn man sie fragt, geht ihnen dazu eine Menge durch den Kopf.

Was soll mal aus mir werden? Was für ein Mann?

Der Erste, der an diesem Nachmittag im August etwas dazu sagt, ist Jonas. Jonas trägt weite Jeans, weiße Sneaker, gebraucht für etwa hundert Euro bei Vinted gekauft, darüber blitzen Socken der Anime-Serie „Dragonball Z“ hervor. Jonas ist oft der Erste, der die Dinge anspricht, wenn die anderen beiden noch überlegen. „Beim Sport merkt man es übelst krass, wie unfair es ist“, sagt er also.

Was er meint, ist der Sportunterricht seiner 10. Klasse. Mädchen müssen einen Ball laut Lehrplan-Empfehlung 29,5 Meter weit werfen, um eine 1 zu bekommen, Jungs brauchen doppelt so viel. „Ich kann keine fünfzig Meter werfen.“ Neben Jonas sitzt Tim, der jetzt nickt. Luca, der auch danebensitzt, sagt: „Bei uns war es auch so. Das macht ja irgendwie nicht so viel Sinn.“

Die Sache mit dem Weitwurf ist harmlos, verglichen mit einem Unterschied zwischen Jungen und Mädchen, der viel schwerer wiegt. Schon eine Weile

her, da saßen sie zusammen im Park, bei Bier und Joints, viele Jungs, ein paar Mädchen auch.



Bis irgendwann andere, ältere Jungs vorbeigekommen seien, die sie nicht kannten. Was für Jungs? Ausländer seien das gewesen, sagt Jonas. „Nichts gegen Ausländer“, sagt Luca. Sie hätten jedenfalls nach Longpapers gefragt zum Bauen von Joints, nach Gras, drohten irgendwann mit Ärger. Jonas habe eine Kopfnuss kassiert. Dann seien sie wieder gegangen.

Jonas sagt: „Mit Mädchen machen die nichts.“

Luca sagt später einmal: „Die Mädchen haben leicht reden, die schlagen die Mädchen nicht, sondern uns.“

Uns Jungs. Uns Männer.

Männer bekommen Probleme. Männer machen Probleme. Männer sind oft ein Problem, für sich und für andere. Auch Luca, Tim und Jonas wissen davon, haben zumindest schon mal davon gehört.



Von toxischer Männlichkeit (Jonas: „Ist das nicht so alpha sein? Finde ich Quatsch.“). Von „Incels“, unfreiwillig Zölibatären, die bei Frauen keine Chance haben und sie deshalb verachten. Von 13-jährigen Jungs, die zwölfjährige Mädchen töten, wie in der Netflix-Serie „Adolescence“. Andrew Tate, diesen ehemaligen Kickboxer, der sich als Lebensberater für junge Männer sieht und von männlichen Teenagern angeblich vergöttert wird, den kennen die drei natürlich auch. Finden ihn aber eher öde. Oder in Lucas Worten: „Nää, nää. Der ist nicht so mein Ding.“

Die Statistik sagt: Jungen machen 60 Prozent der Schulabbrecher aus (Luca, Jonas und Tim wollen auf keinen Fall dazugehören). Männer nehmen sich fast viermal so häufig das Leben wie Frauen. Morde (87 Prozent) und Vergewaltigungen (99 Prozent) werden deutlich häufiger von Männern begangen. Männer sind neunmal so oft obdachlos. Männer haben doppelt so häufig einen problematischen Alkoholkonsum. Männer machen in Deutschland knapp 88 Prozent der Gefängnisinsassen aus. Männer sterben in Deutschland 4,8 Jahre früher.

Luca, Jonas und Tim sind noch keine Männer, aber Kinder sind sie auch nicht mehr. Die ersten Barthaare wachsen, das Gekrächze des Stimmbruchs haben sie erst hinter sich gelassen. Sie haben den 14. Geburtstag gefeiert, sind also strafmündig, von älteren Damen werden sie nicht mehr liebevoll angeschaut, was auch an den Zeilen liegen kann, die jetzt aus den Bluetooth-Boxen wummern („So viel Bitches und ich weiß nicht ma 'woher“).

Klar, es sind die Erwachsenen, die daran mitwirken, was für Männer aus diesen Jungs eines Tages mal werden. Der dänische Familientherapeut Jesper Juul bezeichnete die Zeit der Pubertät als große Chance, „Augen und Ohren aufzusperren, um das Resultat unserer Bemühungen zur Kenntnis zu nehmen“. Was für Jungs ziehen wir da groß? Über was für eine Generation von Männern wird man eines Tages reden?

Hören wir doch mal zu.

An diesem Augustnachmittag fläzen sie noch eine Weile auf der Wiese, die Sonne leuchtet ihre Gesichter aus. Bis mal wieder eine Erinnerung aus den Sommerferien in das Bewusstsein schwappt, wobei die Erinnerung eher aus Fetzen besteht. „16.30 Uhr mit der ersten Mische angefangen, 18 Uhr komplett hacke, da waren wir noch nicht mal bei der Party“, sagt Jonas. Aus allen drei platzt ein krächzendes Lachen hervor. Jonas sieht ein bisschen fassungslos aus, aber es scheint ihm auch Spaß zu machen, diese kleine Heldengeschichte zu erzählen. „Digga, das war komplett Absturz“, sagt Tim. Und die Mädchen?

„Die vertragen nicht viel“, sagt Jonas. „Die trinken Hugo aus der Flasche, dann mega Geschrei. Die sind so besoffen.“ Luca sagt: „Das finde ich bei den Mädchen krasser als bei den Jungs.“

Wer Jonas, Tim und Luca auf dem Weg durch das Schuljahr begleitet, der hört sie ungefiltert reden. Sie lassen Widersprüche zu, sagen Liebenswertes, Ungeheuerliches, und scheren sich nicht um Konventionen. Sie verteidigen Drogenkonsum, verurteilen ihn. Sie kritisieren Sexismus, können frauenfeindliche Lieder auswendig rappen. Sie sagen Verabredungen zu, tauchen dann doch nicht auf. Auch weil das Handy mal für ein paar Tage verschwindet, im Fach eines Lehrers.

Sie werden über Mädchen lästern und schwärmen. Sie werden darüber streiten, ob man mit Neonazis befreundet sein kann und was sie von dem AfD-Politiker Maximilian Krah halten. Und irgendwann wird aus einem Gebäude ein Gegenstand fliegen, und sie werden sich fragen: Was, wenn es diesmal richtig Ärger gibt?

Die drei sehen sich seit zwei Jahren fast jede Woche, oft jeden Tag. Weil Luca, Jonas und Tim minderjährig sind, haben die Eltern für diesen Artikel ihr Einverständnis erklärt, sofern hier nicht ihre echten Namen stehen, und auch nicht der ihrer Schule.

Jonas und Tim sind seit fünf Jahren in der gleichen Klasse. Jonas und Luca wohnen in derselben Straße. Sie haben die gleichen Lieblingsrapper, gehen alle zur Nachhilfe, haben dieselben Tricks beim Spicken (Jonas: „iPad unterm Tisch. Ich hatte echt Muffensausen, aber hat geklappt“).

Ihre Eltern gehören zur Mittelschicht. Einmal postet Tim bei Instagram ein Foto von sich vor dem Spiegel, wie er im T-Shirt seinen Bizeps anspannt. Muskeln sind wichtig, für alle drei. Kurz darauf teilen Jonas und Luca das Foto auf ihren Accounts. Ein Freundschaftsdienst.



Tim hat schon die kantigen Züge eines Erwachsenen. Einmal habe ihn jemand in Berlin angesprochen, ob er modeln wolle. Wenn er davon erzählt, muss er lachen. Vielleicht weil ihm so wichtig ist, dass man nicht oberflächlich ist. Zum Beispiel die Gruppe von Mädchen, die er „Endbosse“ nennt: Es stört ihn, wenn sie „zu freizügig“ sind, also besonders knappe Kleidung tragen, und sich „über ihr Aussehen definieren“. Wieso? Ihm sei es einfach lieber, wenn Mädchen nicht so mit ihrem Aussehen angeben, er findet, das sei, wie wenn man jedem erzählt, was für teure Markenklamotten man trägt.

Er weiß, dass er zu viel kiffte, mehrere Joints am Tag. Dass seine Noten darunter leiden. Und nicht nur die. Jonas und Luca sagen über ihn, dass er ein toller Freund, aber auch immer, wirklich immer unpünktlich ist. Deshalb hat Tim dauerhaft seinen Handy-Standort mit Luca und Jonas (und natürlich nicht mit seinen Eltern) geteilt. Damit die immer wissen, wo er ist, wenn er mal wieder zu spät kommt.



Luca hat mit seinen 14 Jahren einen großen Teil seiner Pubertät, die als Zeitraum zwischen dem zwölften und 18. Lebensjahr definiert wird, noch vor sich. Sein Gesicht sieht weniger kantig aus als das von Tim, was sich vielleicht noch ändern wird. In seiner neunten Klasse ist er eher ruhig, sagt er, mit wenigen kann er etwas anfangen. „Die sind halt noch genauso wie in der sechsten Klasse, machen dieselben unlustigen Witze.“ Er fühle sich eher wie 15 oder 16. Er hört Deutschrap, trinkt Alkohol, taggt ab und zu, hinterlässt also sein Kürzel an Straßenschildern oder Bushaltestellen. Wenn er in zwei Jahren mit der Schule fertig ist, will er mit den Händen arbeiten. Mit Autos vielleicht. Tim sagt über ihn, dass er mit Luca ewig abhängen könne. Nie gehe er ihm auf den Sack.



Jonas ist schlank, aber in seiner Kindheit hatte er Übergewicht. Vor zwei Jahren wollte er das ändern. Von da an ging er ins „Gym“, stemmte fast jeden Tag Gewichte und ernährte sich von einer Scheibe Brot am Tag, wie er sagt. Wohl keiner der drei sehnt sich so sehr danach, dass die Schule endlich vorbei ist. Das liegt an seinen schlechten Noten, aber auch daran, dass er am meisten an Dingen interessiert ist, die draußen in der Welt passieren. Jonas verfolgt politische Debatten, denkt über die Brände in Los Angeles nach, gruselt sich vor Björn Höcke, der in seinem Bundesland vielleicht irgendwann mitregiert. Wo es für ihn selbst hingehen soll? Hauptsache, nichts mit Kindern machen. Luca sagt über ihn: Keiner kann so gut argumentieren wie er.

Ein paar Wochen später wollen wir uns ein zweites Mal treffen. Es ist ein lauer Samstag im Spätsommer. Als es dunkel geworden ist, antworten die drei nicht mehr. Am nächsten Tag schickt Tim eine Sprachnachricht: „Sorry, es tut mir wirklich leid.“ Er habe es komplett vergessen, sei im Kino gewesen.

Gar nicht mal so lange her, da hätte man vielleicht gesagt: In modernen Zeiten werden aus modernen Jugendlichen halt moderne Männer. 1989 schrieb der Soziologe Walter Hollstein von einer steigenden Zahl von Männern, die „Haushaltspflichten übernehmen“ müssen, „das imaginierte Bild vom Hausmann ist Wirklichkeit geworden“. Der moderne Mann kämpft nicht mehr mit Mut und Kraft, sondern mit dem Kopf. Er gehe sanfter vor, ohne Hitzköpfigkeit. Die Geschlechter gleichen einander an.

Nach 2017, auch als Folge der „Me Too“-Debatte, erschien eine Reihe von Büchern, in denen sich die männlichen Autoren, die damals in ihren Zwanzigern waren, hinterfragten. Der Brite Jack Urwin schrieb den Essayband „Boys Don’t Cry“, er kritisierte darin das traditionelle Männerbild und hielt triumphierend fest, wie viel Unterstützung der Feminismus

inzwischen erfahren habe. Auch von Leuten, die damit früher nicht viel anfangen konnten. Auch von Männern.

Er war einer von vielen Millennials, die noch die alte Welt der Machos kannten, aber inzwischen in eine scheinbar aufgeklärte Welt aufgebrochen waren, in der es okay ist, wenn man lackierte Fingernägel trägt. Zum Ende seines Buchs fragte Urwin: „Wer weiß, was für Fortschritte wir in den nächsten zehn Jahren machen werden?“

Zwei Jahre sind es noch bis 2027, aber schon heute würde Urwin die Frage vielleicht anders formulieren: Welche Rückschritte stehen uns noch bevor?

Besonders sichtbar ist die neue, dominante, lautstarke Männlichkeit in den USA, wo das Vulgäre von Donald Trump und Andrew Tate pausenlos zu vernehmen ist. Aber auch hierzulande, auch bei den Jüngeren, scheint etwas zu verrutschen. Die Shell-Jugendstudie befragte 2024 Jugendliche im Alter zwischen zwölf und 25 Jahren. Inzwischen sind junge Männer politisch deutlich konservativer als junge Frauen. 67 Prozent der befragten Männer finden „Männlichkeit“ wichtig. Und der Feminismus, der für Jack Urwin zum gesamtgesellschaftlichen Konsens gehörte? 59 Prozent der jungen Frauen halten Feminismus heute für wichtig, aber nur 20 Prozent der jungen Männer.



Ein Samstag im November. Das letzte Laub fällt von den Ästen, ein paar Hunde werden durch das Dunkel eines Stadtparks spazieren geführt. Ob sich die Herrchen und Frauchen über den süßlichen Geruch von Marihuana wundern, der zu ihnen herüberweht?

Vielleicht macht sie auch misstrauisch, dass bei so einem Mistwetter tatsächlich sieben, acht junge Leute hier draußen herumstehen und sich über ein grelles Handydisplay beugen. Lachend. Als hätten sie den Spaß ihres Lebens.



Auf diesem Display läuft ein verwackeltes Video, jemand sitzt am Steuer eines Autos, dazu läuft der Song „Tokyo Drift“ von den *Teriyaki Boyz*. „Es ging relativ viel schief“, sagt Luca, der Jüngste. Fast alle in der Runde prusten los, auch das einzige Mädchen, das heute dabei ist. Nun wird die Geschichte wieder erzählt: Als die Eltern von einem Freund über Nacht weg waren, haben sie den Dacia der Mutter geliehen, sind zwei Runden über einen Supermarktplatz gefahren. „Ein bisschen gedriftet“, sagt ein anderer in der Runde. Wieder müssen sie lachen.

Keiner von ihnen ist 18, keiner von ihnen hat einen Führerschein. Keiner hätte das Auto steuern dürfen. Aber dann hätten sie jetzt auch nicht diese Anekdote konserviert. Und darum geht es ja, wenn man jung ist: gemeinsam Dinge tun, die man sich immer wieder erzählt, die man ausschmückt, die

einen zu einer Persönlichkeit machen, die einem eine Geschichte geben. Auch absurde, verbotene, zerstörerische Dinge, aber bitte, bitte ohne Konsequenzen.

Beate Tschulik weiß, dass viele ihrer Schülerinnen und vor allem ihrer Schüler sich abends treffen, kiffen, Mist bauen. Sie ist die Klassenlehrerin von Jonas und Tim, auch Luca hat sie schon im Unterricht gehabt, erzählt sie am Telefon. Dazu ist Tschulik die Vertrauenslehrerin der Schule. Ihr Name ist ein Pseudonym, damit man von ihr nicht auf die drei Jungs schließen kann. Wenn ein Schüler oder eine Schülerin besonders zurückgezogen, aufbrausend oder anderweitig auffällig ist, bittet sie zum Einzelgespräch. Oft schieben dann die eben noch lauten Jungen vorsichtig ihren Kopf durch die Tür zu ihrem Büro.

Sie sagt: „Jede Woche habe ich Schülerinnen und Schüler vor mir sitzen, vor allem Jungs.“ Sie erlebe eine massive Überforderung. „Viele sind verzweifelt, perspektivlos, manche weinen. Die wissen nicht, was sollen wir machen? Was soll aus mir werden?“ Noch immer werde an viele Jungs herangetragen, dass sie eines Tages die Geldverdiener sein werden. Von ihren Familien bekämen sie zu hören: Wir mussten da auch durch. Da musst du mal die Arschbacken zusammenkneifen. Dabei sei die Jugend ihrer Eltern kaum mit der Jugend von ihnen zu vergleichen.

Der schulische Leistungsdruck habe zugenommen, hinzu kommen die Handys, die sozialen Medien, Tiktok, Instagram, Snapchat, BeReal. Jonas hat momentan eine Bildschirmzeit von sieben Stunden. Darauf ist er ein bisschen stolz, denn vor einer Weile waren es noch acht.



Belastet von der Schule, vom nicht nachlassenden Geschehen auf ihren Bildschirmen, geben viele Jungs heute ihre Hobbys auf, sagt Tschulik. Auch Luca spielt seit ein paar Jahren nicht mehr Fußball im Verein. Kaum noch jemand sei im Sportverein angemeldet, sie kenne niemanden, der ein Instrument lernt. Völlig anders sei das in ihrer Jugend vor 20 Jahren

gewesen. Die Jungen kommen ihr lethargisch vor. Und wenn sie mal etwas unternehmen, sei es eben oft eher destruktiv.

Die Neurologin Frances E. Jensen beschrieb es so: Das Verlangen nach Aufregung ist in der Pubertät so stark, weil das Nervensystem, das Erregung und Belohnung steuert, besonders empfänglich ist. Bei heranwachsenden Jungen sind Bereiche des Gehirns, die für Impulskontrolle, Planung und rationales Denken zuständig sind, später ausgereift als bei Mädchen. Der Testosteron-Spiegel aber steigt in der männlichen Pubertät um das bis zu 30-Fache, damit sich sekundäre Geschlechtsmerkmale bilden können. Muskeln, Körperbehaarung, eine tiefere Stimme.

In der Pubertät befinden sich Jungen in einem Grundzustand der Krise, sagt Reinhard Winter am Telefon, der als Pädagoge und Geschlechterforscher etliche Bücher über heranwachsende Männer geschrieben hat und am Sozialwissenschaftlichen Institut Tübingen forscht. Ohne Krise gebe es keine Entwicklung, das ist das Gute. Es braucht erst mal einen Abbau. Dann erst kann im Gehirn Neues entstehen. Das Soziale mag sich noch so sehr verändern. Was bleibt, ist die Biologie, die bei Jungen Entwicklungen später ablaufen lässt. Auch deshalb fordert unter anderen der von Barack Obama gepriesene britische Sozialforscher Richard V. Reeves, Jungen ein Jahr später einzuschulen als Mädchen.



Zurück in die Novemberdunkelheit. Eine Laterne flackert, eine halb volle Fanta-Flasche wird herumgereicht. Fast alle nippen daran. Alkohol trinkt keiner an diesem Abend, das war im Sommer noch anders, als sie auf den Wiesen saßen. Lange her.

Luca sagt: „Kiffer sind viel chilliger. Trinker schreien rum und kotzen.“ Tim sagt: „Dieses Hyperaktive nervt, wenn du am Chillen bist.“ Als es irgendwann um sehr große E-Zigaretten geht, sagt Tim: „Wie schwul das aussieht. Wenn ich jemanden sehe mit so einer Vape, das ist wie ein Laptop-Vape. Das ist so gay.“ Wieder kichert die Runde.

Irgendwann geht das einzige Mädchen hinter ein Gebüsch. „Kurz Tampon wechseln“, sagt sie. Die Jungs kichern nicht, sagen nichts. Sie wissen, dass sich das nicht gehören würde. Später sagt Tim: „Ich raff es nicht, wie kannst du bauchfrei sein.“ Sie lächelt ein bisschen. Dann ratzt ein Feuerzeug. Der nächste Joint glimmt.

Einer ihrer Lieblingssongs ist zurzeit „Hurensohn“ von Gzuz und Bonez. Das Lied hat so explizite Lyrics, dass Spotify es offline genommen hat. Aber natürlich finden sie es anderswo im Internet. Und deshalb bekommen es auch der Stadtpark zu hören.

Haha, du kannst nix dafür, was deine Mama macht (Eh-eh)

Sie hat rumgevögelt, sogar in der Schwangerschaft (Uhh)

Frage an die drei: Feminismus, was heißt das für euch?

Luca: „Weiß ich jetzt nicht. Dass Frauen und Männer gleichberechtigt sind halt, gleich viel verdienen, nicht benachteiligt werden. Ist wichtig. Habe ich halt nicht so viel mit zu tun. Setze ich mich nicht mit auseinander.“

Tim: „Ich habe da nicht so viel Bezug dazu. Ich bin da nicht so drin. Gleichberechtigung finde ich auf jeden Fall wichtig.“

Jonas: „Ich kenne niemanden, der Feminist ist. Dass man für mehr Frauenrechte ist, finde ich gut.“



Tim, 17, hatte bisher eine Beziehung. Die dauerte anderthalb Jahre. Frauenfeindliche Texte in Liedern findet er nicht schlimm, seine beste Freundin auch nicht („Die sieht das genau wie ich: Wenn man es als Kunst macht, ist es cool.“). Manche Dinge, findet Tim, könne er nur mit Jungs besprechen. Rassistische Witze, sagt er, würde er nur mit Jungs machen.

Jonas, 16, findet, dass frauenfeindliche Texte in solchen Liedern dazugehören. „Wenn man das rappt, ist es was anderes, als wenn ich das so ausspreche. Aber wenn jemand in unserer Gruppe zu 'nem Mädchen was Frauenfeindliches macht, wird der aus der Gruppe gekickt.“ Ein Mädchen, findet er, sollte gerade in seinem Alter vorher nicht so viele andere Jungs als Sexualpartner gehabt haben. Es sage etwas aus, ob man „15 Jungs vorher

hatte oder nur einen“. Aber, und das sei ihm sehr wichtig, bei Jungs sehe er das genauso. Eine Beziehung hatte er, wie Luca, bisher nicht.

Luca, 14, findet, dass Mädchen in der Schule manchmal besser behandelt werden als Jungs. Sich für mehr Rechte von Frauen einzusetzen, findet er gut. „Aber manche übertreiben es, wenn sie sagen, dass Männer schlechter sind oder es keine Männer mehr geben soll.“ Wenn Mädchen rauchen, findet er das nicht so gut. „Ich fühle das irgendwie nicht.“

Ihre Ansichten klingen manchmal widersprüchlich. Mal liberal, mal konservativ. Sie verwenden „gay“ als negatives Urteil und finden Homophobie doof. Geben einem Freund ohne Behinderung aus Spaß den Spitznamen „Behinderter“ und reden von einem anderen Jungen, der eine echte Behinderung hat, voller Respekt und Zuneigung.



Kann sein, dass es am Alter liegt, dass für sie vieles gleichzeitig sein kann. Kann auch sein, dass da große Ratlosigkeit ist, große Unsicherheit.

„Jungen wird genau vermittelt, was sie nicht sein sollen“, sagt der Pädagoge Reinhard Winter am Telefon. „Nicht lautstark, nicht mackerhaft, nicht dominant, schon gar nicht sexistisch. Nicht traditionell männlich. Das will die Erwachsenenwelt nicht.“ Umgekehrt frage sich Winter: „Wo sind die Orientierungslinien, wo es stattdessen hingehen soll?“

Gegenbewegungen zum vermeintlichen Zeitgeist gab es immer wieder: Nach dem Ersten Weltkrieg etwa kehrten Hunderttausende traumatisierte junge Männer in ihre Heimat zurück und trafen unabhängig gewordene Frauen an, die sich in einem Leben ohne sie eingerichtet hatten. Sie taten sich schwer damit, ihren Platz zu finden, und reagierten etwa in Frankreich darauf, indem sie Frauen weiterhin das Wahlrecht nicht zugestanden und ein Parlament wählten, in dem vor allem Kriegsveteranen saßen. Als sich die USA 1973 aus Vietnam zurückzogen, geschah Ähnliches. Die Veteranen fanden Frauen vor, die nicht mehr nur in der Küche stehen wollten, und fühlten sich von so viel Unabhängigkeit und Stärke zurückgesetzt. „Als neuer Feind galt [der Mann], und der Lauf der Geschichte benachteiligte ihn“, schrieb 1975 der Autor Herb Goldberg zugespitzt. „Statt ein Unterdrücker zu sein, wurde er unterdrückt.“ Das kränkte ihn. Und führte zu Trotz.

Und heute? Wir wissen, was toxische Männlichkeit ist. Aber wie soll gesunde Männlichkeit aussehen?

Winter beteuert, es leider auch nicht zu wissen, aber als Hilfestellung verwendet er den Begriff der „kontrollierten Männlichkeit“. Seine Definition: „Mit Energie und Kraft und Selbstbewusstsein ausgestattet sein, aber nur in bestimmten Situationen soll diese Männlichkeit herauskommen – und dann ist sie wieder weg. Es geht darum, zu wissen, wann es gut ist, das körperlich Männliche zu zeigen.“ Beim Handball etwa werde es wohlwollend gesehen, wenn man sich offensiv körperlich durchsetzt. „Aber nach dem Spiel ist Schluss. Nun noch die Kräfte zu zeigen, wäre völlig unpassend.“

Zurück zur Parkbank, in den November. Die Schule ist zur kaum noch verdrängbaren Last geworden, die Tests und Hausaufgaben ballen sich. Jonas, Luca und Tim bekommen gute Noten, aber leider fast nur in Sport. Hier, im Park, besänftigt von einem unsichtbaren Kissen aus Marihuana, ist das alles weit weg. Die Zukunft wird nicht angefasst. Es geht hier nur um Gegenwart. Um Krypto, um neue Gras-Sorten aus Kalifornien, um den Parfüm-Influencer Jeremy Fragrance, und die drängende Frage, wer heute Abend noch sturmfrei hat (leider niemand).



Das Ernste wird meist nur zum Thema, wenn es ummantelt ist von Ironie und Humor. Irgendwann geht es um den Klimawandel. Tim merkt, dass ihm alle zuhören, als er ansetzen will, was dazu zu sagen. Erwartungsvolle Blicke, er kann ein guter Entertainer sein. „Man kann mit dem T-Shirt rumlaufen, das wäre doch geil“, sagt er. Luca spielt mit, dreht sich zu Tim: „Sag mal, was wäre deine perfekte Temperatur?“ Tim sagt: „26, 27 Grad wäre perfekt.“ Luca: „Halt dein Mund, Digga, in Thüringen gibt es nicht mal ein Meer.“

Dass sie sich sehr wohl ernsthafte Gedanken machen über all diese Dinge, über Politik, die Schule, erfährt man erst im Einzelgespräch am Telefon ein paar Tage später.

Luca sagt: „Solange es Krieg gibt, ist es generell keine gute Welt. Wenn man weiß: Nicht so weit weg von uns sterben jeden Tag Leute. Auch wenn es uns nicht betrifft. Oder dass Leute jemanden abstechen, das passiert ja auch in Deutschland.“

Jonas sagt: „Ich würde mir keine Waffen kaufen, aber ein kleines bisschen wäre ich auch gern so wie ein paar Rapper. Ein Messer vielleicht. Keine Gun.“ Er lacht.

Tim sagt: „Ich beschäftige mich ehrlich gesagt nicht mit Politik. Viele Dinge am Schulkonzept finde ich dumm. Es gibt viele Sachen, die man nicht braucht.“

Jonas sagt: „Gestern habe ich eine Doku geguckt in Englisch, ging darum, wie sich die Welt verändert hat und wie krass kaputt wir die machen und wie lang es braucht, bis alles schlimmer wird. Weil viele einen Kack auf die Umwelt geben und die Welt gefickt wird. Wenn jemand einen Pizzakarton auf den Boden haut, sag 'ich auch mal was: Kannst du den nicht in den Müll schmeißen?“

Tim: „Ich finde es dumm, dass sie es erlauben, Cannabis anzubauen, drei Pflanzen, aber du darfst nicht mehr als 25 Gramm dabeihaben. Eine Pflanze wirft 50 Gramm ab. Wenn man da keine Lösung findet, ist es doch klar, dass alle ticken.“

An einem anderen Tag, es ist schon Winter, sitzen sie in einer Kneipe, in der sonst viele mittelalte Männer sitzen. Niemand fragt sie hier nach dem Alter, hier dürfen sie rauchen. Luca bestellt sein zweites Budweiser.

Wie sie auf die bevorstehende Bundestagswahl schauen?

Luca sagt: „Ich sehe bei Tiktok halt nur Videos von Maximilian Krah.“ Jonas wirkt angeekelt, fängt an, mit verstellter Stimme zu sprechen. Es soll nach Adolf Hitler klingen. „Echte Männer sind rrrrechts“, sagt er, ein Zitat von Krah. Luca und Tim lachen über ihre Bierflaschen und Cola-Gläser hinweg. Aber Jonas ist es ernst. „Ich finde das peinlich und falsch. Wer das sieht und sich denkt: Den wähle ich ...“ Er schüttelt den Kopf. Dann kommen sie auf einen alten Freund zu sprechen, mittlerweile soll er Neonazi sein. Tim hat noch immer Kontakt zu ihm. „Ich akzeptiere halt jede Meinung“, sagt er. „Solange sie mir das nicht aufwürgen.“ Luca kann nicht verstehen, was Tim da sagt. „Der ist ein Nazi. Der sagt halt auch: Den Holocaust hat es nie gegeben. Er hat gesagt, dass er zu Silvester ein Asylantenheim anzünden will.“ Tim hört sich das an, dann sagt er: „Wenn ich mit ihm geredet habe, hat er nie von so was erzählt.“

Früher sagte man, dass die Jungen sich abreagieren müssen an der Generation vor ihnen. Die 68er begehrten gegen ihre Väter und Mütter auf, die dem NS-Regime folgten. Die Teenager von „Fridays for Future“ vielleicht noch gegen ihre SUV-fahrenden Eltern, wenn die nicht längst selbst bei „Parents for Future“ waren.

Der Pädagoge Reinhard Winter beobachtet, dass es den „großen Streit zwischen den Generationen nicht mehr gibt“. Die Eltern bringen den Jungen Verständnis entgegen. „Eine Beziehung muss heute Harmonie bedeuten, man will im Gleichklang sein, befreundet mit den erwachsenen Kindern“, sagt Winter. Auch Jonas, Luca und Tim erzählen, wie gut sie sich mit ihren Eltern verstehen. Tims und Jonas 'Eltern wissen, dass sie kiffen, und finden das okay, sagen Tim und Jonas. „Aber so viel Verständnis ist nicht immer gut“, sagt Winter. In den Konflikt zu gehen mit den Kindern, sei eine oft notwendige Form der Kommunikation.

Wenn man nicht mit den Eltern aneinanderkracht, dann sucht man sich anderswo Reibung, vermutet Winter. Mit Lehrern. Mit der Polizei. Gerade Jungs. Denn das Bedürfnis nach Konfrontation ist zu groß, um es sich mal eben abtrainieren zu können. Das sieht man an der Sache mit dem Hochhaus.



Erst einige Tage später erzählen Luca und Tim davon (Jonas war nicht dabei). Irgendwann im Dezember sind sie mit ein paar anderen in ein Hotel spaziert, mit vielen Stockwerken. Sie wunderten sich selbst, dass niemand sie ansprach. Sie, diese Jungs mit ihren weiten Hosen, *loose fit*, den Rucksäcken, dem fast immer an ihnen haftenden Geruch nach Gras. Auch als sie in den Fahrstuhl stiegen, ließ man sie in Ruhe. Angekommen, ganz oben, waren sie allein.

Sie liefen ins Treppenhaus, erzählen sie, wussten nicht, was sie hier erwarten würde. Auf einmal standen sie auf einer Art Balkon, vor ihnen die weite Stadt. Die Menschen, klein wie Ameisen. Die Autos, wie sie sich durch die Straßen schieben. Sie schauten nach unten, rauchten, hörten Musik. Sie konnten nicht fassen, dass sie endlich einen Ort gefunden hatten, für den mal niemand sturmfrei haben muss.

Irgendwann aber kam einer von ihnen auf die Idee, ein Feuerzeug zu nehmen. Mit dem Feuerzeug brannten sie das Netz durch, das davon abhalten soll, Dinge nach unten zu werfen. Das Netz ist noch heute durchlöchert.

Kurz darauf flog ein Eistee-Tetrapak, Fassungsvermögen anderthalb Liter.



Die Weihnachtsferien beginnen. Das Jahr 2025 beginnt. Aber von den Jungs hört man kaum noch etwas. Sie brauchen jetzt länger, um Nachrichten zu beantworten und einem nächsten Treffen zuzusagen. Weil sie nachvollziehbarer Weise Wichtigeres zu tun haben, als mit einem Journalisten zu sprechen. Aber auch weil Tims Handy für einige Tage von der Lehrerin eingekassiert wurde. Weil ihre Stimmung zum Jahresbeginn ganz allgemein eher am Tiefpunkt ist.

Mitte Januar kommen wir wieder zusammen, die Jungs spielen Fußball. Müde lassen sie den Ball über den Boden hin und her rollen. Sie fragen den Fotografen dieser Geschichte, ob sie später die Fotos bekommen können, die er von ihnen macht (ja). Ein paar Kinder kreischen im Hintergrund. Die drei Jungs schauen zu ihnen, fast wirkt es, als würden sie die Kinder um ihre Unbekümmertheit beneiden. Wenn Jonas, Luca, Tim und ein paar andere zum Fußball kommen, dann tragen sie oft keine Sportklamotten. Lohnt sich nicht, sich umzuziehen. Für mehr fehlt die Zeit, die Ruhe, der Elan. Kurz kicken. Und gut ist.

Tim muss heute noch Mathe-Nachhilfe nehmen, sein Vater hilft ihm. Luca hat Ärger mit seinen Eltern, weil er eine Stunde geschwänzt hatte, woraufhin sich seine Lehrerin bei den Eltern meldete. Besonders bedrückt wirkt Jonas. Vor Kurzem hat er im Schulklo gekifft, es war nicht das erste Mal. Seine Mitschüler haben ihn verpetzt, sagt Jonas. Nun befürchtet er, er könnte er von der Schule fliegen. Vier Monate vor den Abschlussprüfungen.

Da ist sie also, die große Konfrontation.



Der Psychologe Andreas Beelmann von der Universität Jena erforscht, wann und wie sich Jugendliche „dissozial“ verhalten. Also gegen soziale Umgangsformen oder rechtliche Normen verstoßen. Dinge herunterwerfen, auf dem Schulklo rauchen, Regeln brechen, Klauen, all das kann zu einer Jugend dazugehören, nicht erst seit dem 21. Jahrhundert. Solche Verhaltensweisen lassen sich durch „Reifungslücken“ erklären. „Jugendliche fühlen sich bereits wie Erwachsene, sind es auch in vielerlei Hinsicht, aber sie haben nicht dieselben Rechte“, sagt Beelmann am Telefon. „Diese Diskrepanz führt dann dazu, sich gegen soziale Konventionen zu verhalten.“

Das Interessante ist, dass jene, die im Jugendalter dauerhaft sozial angemessen und regelkonform handeln, eher zu einer Minderheit gehören. Rund zwei Drittel der männlichen Jugendlichen verhalten sich laut Beelmann in ihrer Jugend zumindest zeitweise dissozial. Der größere Anteil baut ab und an Mist und ist trotzdem kein Fall für Psychologen. Aber es gibt Kippunkte, bei denen es gefährlich werden kann.

„Ich bin kein Fan von Strafen“, sagt Beate Tschulik, die Klassenlehrerin von Jonas und Tim. „Jemanden weiter abzuwerten mit Strafen, fördert eher die Frustration, und das macht es noch schlimmer.“ Letztens habe an ihrer Schule ein Junge ein Mädchen als Hure beleidigt. „Ich gehe dann hin und sage: ‚Du weißt es doch eigentlich besser. Warum beleidigst du jemanden als Hure? Das ist total frauenfeindlich. Du beleidigst Sexarbeiterinnen. Du beleidigst das Mädchen.‘ Da kam dann: ‚Da habe ich gar nicht drüber nachgedacht.‘ Er fing an zu weinen, sagte: ‚Das wollte ich nicht.‘ Man muss Ruhe reinbringen, Zeit geben, darüber nachzudenken.“

Ein Samstagnachmittag im Februar. Tim, Luca und Jonas stehen an einer Bank rum. Diesmal in einem anderen Park. Tim war wie so oft zu spät gekommen, aber schlimm ist das nicht, sie haben ja nichts vor. Das, was vom Schnee übrig ist, knirscht unter ihren Füßen. Ein Song des Rappers Chapo102 aus Ostfriesland wabert aus ihrer Bluetooth-Box:

„Als meine Mama mich gefragt hat:

„Nimmst du Drogen?“

Hatt ich rote Augen

und ich guckte auf den Boden“

Fünf Minuten davor waren sie noch auf dem Weg zum Hochhaus. Zu dem Hotel, von dem das Tetrapak geflogen war, nachdem sie das Netz durchgebrannt hatten. Inzwischen zwei Monate her.



Luca hat auf dem Weg zum Haus einen Anruf bekommen von einem Freund. Er blieb stehen, sagte „Okay“ ins Telefon, hielt kurz inne. Dann drehte er sich zu Tim und Jonas: „Könnte sein, dass es Videoaufnahmen gibt.“ Der Vater von einem Kumpel arbeite bei der Polizei. Die drei lachten jetzt nicht mehr. Videoaufnahmen, wie die Packung fliegt?

Tim sagte: „Es gibt sicher keine Videoaufnahmen, wie wir da Scheiße bauen. Man sieht doch nur, wie wir in das Haus gehen. Das ist doch scheißegal.“

Luca sagte: „Ich will da lieber nicht hin.“

Nun stimmte Tim zu. Also gingen sie wieder zu den Bänken, im Schatten des Hochhauses.

Rund 70 Prozent der Jungen zeigen laut Andreas Beelmann im Teenager-Alter dissoziales Verhalten. Aber nur fünf Prozent behalten dieses Verhalten bei, auch über die Jugend hinaus. Zu diesen fünf Prozent will man besser nicht gehören, denn mit dem Alter werden die Delikte schwerwiegender, anhaltender, folgenreicher. Woran es liegt, dass man zu diesen fünf Prozent gehört, ist nicht leicht zu beantworten. Laut Beelmann kommen viele negative Einflüsse zusammen. Die Gene können eine Rolle spielen, aber auch das Fehlen sozialer Kompetenzen, schulische Probleme, schlechte Vorbilder, Ablehnungserfahrungen. Aus einer Phase kann dann eine Biografie werden. Meist sind es, wie so oft, junge Männer.

Eine Rettung können tragfähige soziale Beziehungen sein, sagt Beelmann. „Diese Rollen müssen nicht unbedingt die Eltern einnehmen, diese Funktion kann auch ein Fußballtrainer oder ein Lehrer übernehmen, ein Mensch, dem man vertraut.“ Ein Mensch wie Beate Tschulik, die Klassenlehrerin, die Jonas am Ende doch nicht von der Schule geschmissen hat.

Beate Tschulick sagt: „Jonas so kurz vor dem Abschluss von der Schule zu schmeißen, hat keinen pädagogischen Effekt, auch wenn das viele in meinem Kollegium anders sehen. Jonas macht solche Sachen nicht aus Bösartigkeit, sondern weil er nicht darüber nachgedacht hat.“

Jonas sagt im Park: „Wenn Frau Tschulik nicht unsere Klassenlehrerin wäre, wäre ich nicht mehr an der Schule, ey.“ Er schaut zu Tim. Sie tauschen Blicke der Erleichterung aus. „Zu oft“ seien sie bei ihr gewesen im Einzelgespräch. Und immer wieder wurden sie von ihr „gerettet“, wie sie sagen. Auch diesmal. Seit der Sache auf dem Schulklo hat Jonas jede Woche einen Gesprächstermin mit Frau Tschulik. Heute rauchen sie nur E-Zigaretten, keine Joints.

Tim sagt: „Ich habe vor zwei Wochen aufgehört mit dem Kiffen. Für die ganze Schulzeit jetzt erst mal. Ich will halt die Schule schaffen, drei Monate will ich kein Gras anfassen.“ Der Auslöser für ihn: Seine Eltern haben ihm vorgeschlagen, ein Praktikum im Ausland zu machen. Aber nur wenn er die Schule schafft. Vielleicht ist es genau das, was Beelmann mit tragfähigen Beziehungen meint.

Es ist jetzt nicht alles gut, und es war vorher nicht alles schlecht, ihre Noten sind weiterhin maximal mittelmäßig. Keiner der drei weiß, was er ganz genau mit seiner Zukunft anfangen soll. Und Jonas will nicht vom Gras lassen: „Ich weiß, dass ich aktiv süchtig bin, aber anders komme ich nicht über die Schule.“

Aber vielleicht braucht es das auch gar nicht, das mustergültige, brave Leben. Vielleicht reicht es für die nächsten Monate für Tim, Jonas und Luca aus, nicht weiter abzurutschen und bis zu den Prüfungen keinen größeren Mist zu bauen.

Anfang Mai, nur noch ein paar Wochen bis zu den Prüfungen. Ich bitte die drei Jungs, mir eine letzte Sprachnachricht zu schicken.

Jonas meldet sich, na klar, als Erster: „Mir geht es eigentlich ganz gut. Ich habe Vorprüfungen geschrieben. Mathe habe ich 'ne 5. Deutsch und Englisch sollte ganz gut laufen. Nächste Woche habe ich Klassenfahrt, Tim ist auch dabei. Ja, genau, mehr beschäftigt mich gerade nicht. Außer dass ich es super toll finde, dass es wieder warm wird.“

Lucas sagt: „Ich finde es sehr, sehr entspannt, dass alles wieder so sommerlich ist. Schule läuft eigentlich auch ganz gut. Und joa ...“ (Im Hintergrund ruft jemand etwas Unverständliches, die Sprachnachricht bricht ab.)

Tim sagt: „Ich bin in letzter Zeit viel feiern. Ich habe keine Probleme gerade, alles läuft perfekt. Auch Schule läuft besser. Und dann halt ... Prüfungen. Joa. Ich bin immer noch jeden Tag mit Jonas und Luca draußen. Also, fast jeden Tag. 'ne Freundin habe ich nicht, aber ich schreibe gerade mit einer. Die hat mich angeschrieben, die ist auf jeden Fall echt süß. Mal schauen, was daraus wird.“